



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Romane.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue Romane.

Der grüne Heinrich, Roman von Gottfried Keller. 4 Bände. Braunschweig, Vieweg. —

Auf den ersten Blick sieht man, daß man es nicht mit einem gewöhnlichen Romanschriftsteller zu thun hat. Aus dem Umschlag erfahren wir, daß der Verfasser früher als lyrischer Dichter aufgetreten ist. In der epischen Dichtung scheint dieses Buch, nach der Vorrede, der erste Versuch zu sein. Es ist also zu hoffen, daß die Fehler, die wir in demselben nachzuweisen haben, noch nicht zur Manier verhärtet sind.

Als Vorzüge treten zwei sehr deutlich hervor. Zunächst eine feine, gebildete, zuweilen überraschend wahre Reflexion, ein Sprühfeuer von Einfällen, die auf individuelle Begebenheiten bezogen, doch überall in bleibende allgemeinemenschliche Maximen sich zu verwandeln streben; sodann eine große Macht der Phantasie in der Schilderung einzelner auf das Gemüthsleben, namentlich aber auf die Sinnlichkeit bezüglicher Scenen. In den verschiedenen Liebesverhältnissen, in die wir den Helden im Lauf des Romans verwickelt sehen, ergeben sich eine Reihe einzelner Gemälde, welche die poetische Empfindung und das poetische Auge des Dichters außer Zweifel stellen.

Allein auch diese Vorzüge erscheinen nicht in einer ganz reinen Form. Was zunächst die Reflexion betrifft, so drängt sich der lyrische Dichter noch zu sehr vor. Ueberall sucht er die Empfindung und Betrachtung des einzelnen Moments zu fixiren und denkt nicht daran, daß diese Momente in der epischen Poesie nur dazu dienen können, die Begebenheiten und die Charaktere deutlich zu machen. So werden wir gleich zu Anfang des Romans, wo der junge Held sich auf die Wanderschaft begibt, mit einer so großen Fülle geistreicher Bemerkungen des Verfassers über das, was er darstellt, und des Helden über das, was er in Beziehung auf verschiedene Gegenstände denkt und empfindet, überschüttet, daß unsere Aufmerksamkeit zerstreut wird, und daß uns die Gestalten, die wir suchen, in ganz

unbestimmte Nebelgebilde zerfließen. Es ist das vielleicht der Fehler eines jungen Dichters, der so eilig als möglich alles, was er über das Menschenleben Bedeutendes gedacht hat, an den Mann zu bringen strebt. Allein diese Form widerstrebt der epischen Poesie. Zuerst wollen wir über die Personen und Zustände, in die uns die Geschichte einführen soll, klar und bestimmt orientirt sein, ehe wir zu Betrachtungen darüber angeregt werden. Erst muß ein Stoff vorhanden sein, ehe wir dem Dichter verstaten, daran seinen Witz auszuüben. Zudem stört es unsere Unbefangenheit, in jedem einzelnen Fall sogleich an eine allgemeine Maxime erinnert zu werden, welche demselben zu Grunde liegt. Wir wollen in der Kunst der ewigen Reflexion entfliehen und in das Reich der bestimmten Erscheinung eingeführt werden, wenn uns auch diese Erscheinung später wieder zum Gedanken zurückführt. Die individuelle Erscheinung muß uns erst als solche gefesselt haben, ehe wir daran denken können, das anatomische Messer anzulegen, und jede Reflexion ist eine Zerfegung des Lebens. — Sodann sind die Reflexionen, so viel Interesse sie auch im einzelnen erregen, doch nicht immer aus dem bestimmten Fall hervorgegangen; man fühlt es zuweilen, daß sie von außen hineingetragen werden, man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Endlich verfällt der Dichter in den Fehler, in seinen Gedanken zu hastig dem Auffallenden und Ungewöhnlichen nachzustreben. Die einfache Betrachtung genügt ihm niemals. In seiner Phantasie bewegt sich neben der wirklichen immer eine symbolische Welt, auf welche sich die endliche bezieht, und daraus geht ein doppelter Fehler hervor, theils eine Verkleidung des Unbedeutenden in paradoxe Wendungen, theils jene Verkettung unvermittelter Begriffe, die immer auf eine Halbwahrheit herauskommen.

Was nun die Schilderungen betrifft, so sind sie zuweilen von einem ganz wunderbaren Zauber. Der Dichter hat eine leicht bewegliche Phantasie und vertieft sich in jede neue Situation, die er erfindet, mit aller Hefigkeit eines stark reproducirenden Nervensystems. Ohne ungewöhnliche Striche und grelle Farben anzuwenden, weiß er vor unserer Seele schnell und sicher ein lebendiges Bild zu entfalten. Aber die Freude an diesen Bildern wird zuweilen dadurch gestört, daß sie ohne Vermittelung in uns aufgehen und ebenso schnell wieder verschwinden, als sie gekommen sind. Es fehlt die behagliche Ruhe der Erzählung, die allein den bleibenden Genuß vermittelt. Wir wollen im Roman von jedem Bilde den Eindruck haben, daß es ein wesentliches Moment in der Entwicklung der Geschichte sein wird. Aber hier begegnet es uns fast überall, daß die einzelnen Darstellungen uns als bloße Erscheinungen vorkommen, die keinen Sinn mehr haben, sobald sie vorüber sind. Die Kunst, wirkliche Charaktere zu bilden, und aus ihnen mit fester, sicherer Hand die einzelnen Erscheinungen herzuleiten, hat der Dichter noch nicht gelernt.

Die Sprache des Romans ist an einzelnen Stellen vortrefflich, aber das zu

große Streben nach Feinheit und Bedeutsamkeit verführt den Dichter öfters zu jenen parfümirten Wendungen, an die wir bei unseren Belletristen nur zu sehr gewöhnt sind und die dem guten Geschmack widerstreben. Wenn er dann wieder nachlässig wird, so verfällt er nicht selten in den entgegengesetzten Fehler, in eine Sprache, die nicht zu weit von Claren entfernt ist, so namentlich im 3. Bande, wo eine von den Heldinnen mit den Füßchen strampelt, mit den Händchen zappelt, wo ihr Herzchen rumort u. s. w. Zuweilen wird auch ein wahrer und treffender Gedanke durch einen überkünstelten Ausdruck entstellt, z. B. im 3. Bde. S. 197: „Er wußte nicht, daß das Angeborene eines Gedankens noch kein Beweis für dessen Erfüllung ist, sondern ein bloßes Ergebniß der langen Fortpflanzung in den Geschlechtsfolgen sein kann u. s. w.“ Ferner S. 336: „auch sagte ihm ein schlauer Instinct, daß er, wenn er anders das tüchtige Erlebniß, das thatkräftige Gebaren, das ihn lockend durchstieberte, nicht verlieren wollte u. s. w.“ — In der Sprache wird der Dichter vor allen Dingen zunächst nach größerer Einfachheit und Bestimmtheit streben müssen. An Gehalt fehlt es ihm keineswegs.

Daß die Composition des Ganzen unvollkommen ist, hat der Verfasser selbst gefühlt und bittet deswegen in der Vorrede um Entschuldigung. Der Roman zerfällt in zwei völlig ungleichartige Theile, in die Kindheit und Jugend des Helden, und in die Zeit, wo er in die wirkliche Welt eintritt. Dieser Mangel an Uebereinstimmung tritt dadurch noch greller hervor, daß der Dichter nicht etwa einfach die ganze Biographie hintereinander erzählt, sondern ihn zuerst als vollendeten Jüngling einführt und ihn dann seine Vorgeschichte in einer Selbstbiographie berichten läßt. Auch selbst dieser Theil, der beinahe zwei Bände umfaßt, ist durch eine Menge von Episoden verwirrt. Aber dieser Mangel an Composition bezieht sich nicht bloß auf das Ganze, sondern er zeigt sich auch in allen einzelnen Begebenheiten, und der Grund davon liegt nicht bloß in der Technik, sondern in einer ganz merkwürdigen Auffassung vom Leben überhaupt, die uns leider mehr als es wünschenswerth wäre, an die jungdeutsche Literatur erinnert. Ein einzelnes Beispiel wird uns dieses deutlich machen.

Der Dichter zeigt uns in der Geschichte des Knabenlebens ganz richtig, daß in jener Zeit mehr als später, wo wir unsre Phantasie durch Reflexion zu beherrschen gelernt haben, eine ganze Welt von Träumen das wirkliche Leben durchflieht, und daß zum Theil aus der Verwirrung dieses Phantastelbens mit dem wirklichen die bei Kindern so häufig wahrgenommene Neigung zum Lügen sich erklärt. Nun aber führt er das im einzelnen aus. Der grüne Heinrich gebraucht einmal unziemliche Ausdrücke. Man fragt ihn, von wem er diese gelernt habe, und er bezeichnet auf gut Glück ein paar ältere Schüler, die er weiter gar nicht kennt. Diese werden in der Classe verhört und dadurch wird Heinrich zu einer vollständigen Reihe unerhörter Lügen gebracht, in denen er nicht nur die angebliche Begebenheit mit allen möglichen Nebenumständen erzählt, sondern jenen

Knaben auch noch außerdem ohne allen Zweck eine ganze Reihe schlechter Streiche aufbürdet. Soweit würden wir allenfalls noch mitgehen, obgleich die einzelnen Umstände schon aus Unerhörte und Fabelhafte streifen. Aber nun weiter. Jene Knaben werden als überwiesen betrachtet, den härtesten körperlichen Züchtigungen ausgesetzt und mehre Wochen hindurch auf die Schandbank gesetzt, und wie verhält sich der grüne Heinrich dazu? „Mir war das angerichtete Unheil nicht nur gleichgiltig, sondern ich fühlte eher noch eine Befriedigung in mir, daß die poetische Gerechtigkeit meine Erfindung so schön und sichtbarlich abrundete, daß etwas Auffallendes geschah, gehandelt und gelitten wurde, und das in Folge meines schöpferischen Wortes. Ich begriff gar nicht, wie die mißhandelten Jungen so lamentiren und erboßt sein konnten gegen mich, da der treffliche Verlauf der Geschichte sich von selbst verstand und ich hieran so wenig etwas ändern konnte, als die alten Götter am Fatum.“ — Das ist nicht nur abscheulich, sondern es ist auch durch und durch unwahr. Knaben bringen es zwar in der Erfindsamkeit des Lügens häufig sehr weit; sobald aber die schlimme Folge ihres Lügens ihnen sinnlich vor Augen tritt, so regt sich auch in der wildesten Natur das Gewissen. Man erinnere sich an die ähnliche Stelle in Rousseaus Bekenntnissen, wo er einen Diebstahl, den er selber begangen, auf ein Mädchen schiebt, das er liebt. Ueber dieses Ereigniß geht Rousseau, was die moralische Würdigung betrifft, zwar mit einer empörenden Triviolität hinweg, aber psychologisch hat er es vollkommen logisch und verständlich entwickelt. Das Gewissen ist zwar nicht immer das bestimmende Motiv der Handlungen, aber es ist vorhanden, und es ist es allein, was den Charakter macht. Durch die absolute Vertiefung in das Traumreich hat unser Dichter das Gewissen vollständig aufgelöst und dadurch auch die Bildung von Charakteren unmöglich gemacht. Denn wo kein fester Kern des Willens da ist, kann man die glänzendsten individuellen Erscheinungen des Lebens zusammenhäufen, und es wird doch nie ein Ganzes daraus. — Man glaube nicht, daß es mit diesem einzelnen Fall abgethan ist. Das Leben der Einbildung übt auch später seine Macht aus, und wenn wir von den verschiedenen Diebstählen, die Heinrich als Knabe begeht, von seiner Untreue als Liebhaber u. s. w. absehen, so ist eine Geschichte, mit der seine Jugendlaufbahn sich schließt, gradezu empörend. Heinrich will Maler werden. Zufällig trifft ihn ein fremder Maler, der sich seiner annimmt und ihn auf den richtigen Weg der Kunst führt. Gegen diesen, dem er die größte Dankbarkeit schuldig wäre, begeht Heinrich einen Zug so raffinirter schändlicher Undankbarkeit und zwar in einem vollkommen zurechnungsfähigen Alter, daß wir nicht wissen, ob wir mehr erstaunen oder uns empören sollen. Die alte Sentimentalität der Romanschreiber, die ihre Helden in Tugend und Aufopferungsfähigkeit vollständig auflösen, war zwar im ganzen auch sehr unpoetisch, allein sie war doch in jeder Weise diesem modernen Raffinement vorzuziehen, welches ganz ohne ersichtlichen Zweck das Leben derselben durch schändliche

Züge besleckt und es dann beschönigt. So etwas kommt in der Welt zwar vielfach vor, aber niemals bei einer guten Natur, und daß unsere jungdeutschen Dichter das vergessen haben, das macht eben, daß sie keine wirkliche lebendige Gestalt zeichnen können. — Bei dieser Geschichte ist noch ein anderer Zug bemerkenswerth. Jener Maler, den wir fast ein ganzes Jahr hindurch als tüchtigen Künstler, als verständigen Lehrer und sehr gebildeten Mann beobachtet haben, wird plötzlich verrückt, und es ergibt sich, daß er schon die ganze Zeit hindurch wahnsinnig gewesen ist. Nun ist das bei der Methode, wie unser Dichter seine Gestalten entwickelt, eine sehr wohlfeile Ueberraschung, denn er zeigt sie uns nie in ihrer vollen Wirklichkeit, sondern nur von einer phantastischen Seite, und man kann daher nie bei ihm genau wissen, ob nicht jede seiner Gestalten grade das Gegentheil von dem ist, was wir vermuthen. Aber poetisch ist ein solches Verfahren nicht. Denn in der Poesie gilt das Gesetz der innern Causalität noch in viel höherem Grade, als in der sogenannten Wirklichkeit.

Wir behalten uns vor, auf das Buch, das uns sehr lebhaft interessirt hat, noch einmal zurückzukommen. Von den 4 Bänden, aus denen es bestehen soll, sind erst drei erschienen, und vielleicht gibt der letzte noch manche Anknüpfungen, die einzelnes aus dem Vorhergehenden rechtfertigen. Daß unser Urtheil im ganzen dadurch verändert werden könnte, möchten wir bezweifeln. So viel steht für uns fest, daß in dem Dichter eine ganz außerordentliche Begabung ist, die eine glückliche Wendung nehmen kann, wenn er sich entschließt, ein seinem bisherigen Schaffen ganz entgegengesetztes Princip zu verfolgen, die sich aber an unfruchtbaren Spielereien verbrauchen wird, wenn er sich jener Romantik des träumerischen Doppellebens nicht entreißt. —

Berlin und Sanssouci, oder Friedrich der Große und seine Freunde, historischer Roman von L. Mühlbach, 4 Bände. Berlin, Simon. —

Der gegenwärtige Roman ist die Fortsetzung des früheren, welcher die Jugendgeschichte Friedrich des Großen behandelt. Die Verfasserin, die sich dies Mal Clara Mundt unterzeichnet, erwähnt in der Vorrede mit freundlicher Genugthuung, daß der frühere Versuch großen Beifall gefunden hat, und verspricht eine weitere Fortsetzung. „Ich wollte,“ sagt sie, „keinen Roman schreiben, dem die Geschichte nur als Folie diene, als bequemes, leicht dehnbares Guttaperchafundament, sondern ich wollte den Versuch machen, gewissermaßen Memoiren der Geschichte zu schreiben, d. h. das Persönliche in der Geschichte herauszustellen und in seiner Wesenheit mitten in den historischen Ereignissen und durch dieselben wirken zu lassen.“ —

Schon die Berechtigung dieses Princips müssen wir bestreiten. Der historische Roman hat nur Sinn, insofern er mit der Geschichtschreibung nicht collidirt. Der Novellist kann uns eine historische Zeit vergegenwärtigen, wenn er die

Sitten, Gebräuche und Ueberzeugungen derselben zu bestimmten poetischen Individualitäten krystallisirt und dieselben sich so benehmen läßt, wie sie unter den gegebenen Umständen sich hätten benehmen können. Jede Einmischung wirklich historischer Charaktere oder Ereignisse, die uns aus der Geschichte bekannt sind, stört und verwirrt unsere Phantasie nicht bloß in dem Fall, wo sie unserer Kenntniß widerspricht, sondern selbst da, wo sie durch Analogien einigermaßen entschuldigt wird. Denn fertig überlieferte Charaktere widerstreben der Souveränität des Dichters. Er muß heterogene Elemente aneinanderrichten, und wir empfinden sehr schnell heraus, daß wir es weder mit Wahrheit, noch mit Dichtung zu thun haben. Am leichtesten läßt sich so etwas für eine Zeit rechtfertigen, die uns fern steht, mit der wir durch keine Traditionen verknüpft sind, und die daher unserer Phantasie nicht in einer bestimmten Farbe gegenwärtig ist. Indessen auch hier gehört immer eine ganz außerordentliche Dichterkraft dazu, uns so zu täuschen, wie es z. B. Walter Scott mit der Königin Elisabeth, mit Maria Stuart, mit Karl II., Ludwig XI. u. s. w. gelungen ist. Jedenfalls muß der Dichter, der so etwas unternimmt, eine tiefere Kenntniß von dem Charakter des historischen Zeitalters, das er darstellen will, besitzen, als der Leser, für den er schreibt.

Bei L. Mühlbach ist beides nicht der Fall. Der Held, den sie sich gewählt hat, steht dem gesammten Volke bis in die kleinsten Aeußerlichkeiten seiner Persönlichkeit so lebhaft vor Augen, daß eine freie Dichtung nicht möglich ist, und außerdem glauben wir kaum zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß jeder beliebige Leser aus den gebildeten Classen, der zufällig dies Buch in die Hände nimmt, eine bessere Kenntniß von dem Wesen und der Erscheinung des alten Fritz haben wird, als die Verfasserin. Zwar hat sie mancherlei gelesen, was von Kammerdienern und ähnlichen Personen über jene Zeit geschrieben ist, und hat sich daraus ein eignes Bild zusammengesetzt; allein dieses Bild ist ein durchaus anderes, als was die Geschichte uns zeigt und jedenfalls ein viel schlechteres.

Zuerst wissen wir alle ganz genau, in welcher Weise der alte Fritz zu reden pflegte. Diese Weise ist der Dichterin wahrscheinlich zu unpoetisch vorgekommen. Sie nimmt zwar einzelne Brocken davon auf, die sich nun in dem Uebrigen wunderbar genug ausnehmen, im allgemeinen aber läßt sie ihn so reden, wie ein jungdeutscher Literat, der über Friedrich den Großen reflectirt. Das bekommt noch dadurch einen wunderlicheren Anstrich, daß sie durch ihre Memoiren eine Reihe widerwärtiger Geschichten erfahren hat, in die Friedrich der Große verwickelt gewesen sein soll, daß sie aber nebenbei immer das Princip festhält: es war ein großer Mann und er ist in allem groß gewesen, was er that. Sogar in das Verhältniß zu Biche, der Lieblingshündin, wird ein tiefes Gefühl gelegt. Ob auch das Verhältniß zu der schönen Tänzerin, das sie des breiteren erzählt, in

ihren Memoiren gestanden hat, wissen wir nicht; jedenfalls ist dasselbe sehr widerwärtig. Ganz unerträglich, abscheulich sind aber die Gespräche Friedrichs mit seinen Hofleuten und Literaten, die den größern Theil dieses Buches ausfüllen. Ob Madame Mundt wirklich geglaubt hat, durch diese Unterhaltungen eines rücksichtslosen Despoten mit gemeinen Speichelleckern, die, wenn der König ihnen ins Gesicht spuckt, in schwärmerischem Entzücken ausrufen: O wie bin ich durch diese Salbung beseligt! uns den Charakter Friedrichs in ein besseres Licht zu stellen, das mag Gott wissen! Uns ist selten ein Buch vorgekommen, in welchem ein so widerlicher Stoff und so viel Gehaltlosigkeit der Gedanken und Empfindungen mit einer so unerhörten Prätenston auftreten. —

Ein Diplomat, Roman von Ottilie. Leipzig, Otto Wigand. —

Was uns bei diesem Romane wie bei ähnlichen Büchern zunächst befremdet, ist der Mangel an Wärme für die eignen Schöpfungen. Unter hundert Romanen, die uns vorkommen, möchten wir fast bei 99 den Dichter immer fragen: „Aber was kann es Dir für ein Vergnügen machen, Deine Phantasie mit so uninteressanten Personen zu beschäftigen?“ — Wenn der Dichter naiv und ungebildet ist und die beste Absicht hat, edle und vollkommene Wesen zu schildern, nur daß es ihm nicht gelingt, so verstehen wir wenigstens subjectiv, was er will, wenn wir ihm auch keine objective Berechtigung beimessen können. Aber hier haben wir es nicht mit einem naiven Schaffen, sondern mit einer gebildeten, zum Theil ganz feinen Reflexion zu thun. Was kann nun diese Frau für ein Interesse an einem so hohlen Menschen, wie dem Diplomaten, einem so haltlosen Windbeutel wie dem Lieutenant und einem so trockenen Pedanten wie dem Doctor nehmen? Das sind aber die Helden des Romans, denn die eigentliche Heldin verhält sich receptiv: sie ist nicht selber geschildert, sondern sie drückt nur die Empfindungen der Dichterin aus. Dergleichen Stoffe kann man nur komisch behandeln; denn Späßhaftes läßt sich an gehaltlosen Persönlichkeiten noch immer genug entdecken. Aber ein ernsthaftes Interesse zu erregen sind sie nicht geeignet. Und ob der eine sich erschießt, der andere solid wird, der dritte über die Revolution seine Nahrungsforgen vergißt u. s. w., das kann uns vollkommen einerlei sein. Breite und gewissenhafte Detailmalerei, wie es die englischen Dichterinnen lieben, kann auch solchem Stoffe ein untergeordnetes Interesse verleihen; aber die ideale Haltung der deutschen Schule ist dazu nicht geeignet. Die gemeine Misere des Lebens bietet keinen Stoff für Tragödie. — Und dieses Mißbehagen zu überwinden, reichen die einzelnen Schönheiten des Buchs nicht aus, an denen es keineswegs fehlt. Wir finden manche glückliche Anschauung, manche wahre Empfindung und auch die Gedanken sind nicht ohne Interesse. Am wenigsten glücklich ist die Verfasserin in der Schilderung der geselligen Zustände. —

Ludwig Tieck's gesammelte Novellen. 9. Bd. Berlin, Georg Reimer. —
 Der vorliegende Band enthält die Novellen: „der Schutzgeist“ (1839),
 „die Klausenburg“ (1837), „Abendgespräche“ (1839), „Wunderlichkeiten“ (1837),
 und „die Glocke von Arragon“ (1839). Die interessanteste Novelle dieser Samm-
 lung sind die „Wunderlichkeiten“, in denen die Eigenthümlichkeit der romantischen
 Production, alles eben Geschaffene augenblicklich wieder aufzulösen, auf eine höchst
 charakteristische Weise sich darstellt. Die Virtuosität, mit welcher der Dichter alle
 scheinbare Wirklichkeit in Lüge, Traum und Unsinn verflüchtigt, hat er vielleicht
 in keinem andern seiner Werke mit einem so großen Behagen an den Tag gelegt.
 Diese Art von Romantik müssen wir im Auge behalten, wenn wir die neueren
 Productionen, wie z. B. den oben besprochenen „grünen Heinrich“ historisch be-
 greifen wollen. Es ist die Verkehrung der Principien, wie wir sie in dem Grade
 nur in Deutschland finden. Die Dichtung hat ihre Aufgabe mit der Kritik ver-
 tauscht; sie ist analytisch geworden, während jene sich bemüht, synthetisch zu sein,
 woraus in beiden Fällen das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung hervorgeht.
 Denn wenn wir im Genuß eines Kunstwerks unsern Scharfsinn und in der Kritik
 unsere Phantasie anstrengen sollen, so empfinden wir in beiden Fällen, daß un-
 serm Seelenvermögen Gewalt angethan wird. — Die übrigen Novellen sind un-
 bedeutend, sie sind ganz auf das gewöhnliche Bedürfniß des Lesepublicums berechnet.
 Einige interessante kritische Bemerkungen finden sich in den Abendgesprächen. —

Die Stellung der Niederlande zu Deutschland.

Das Wort des jüngeren Pittes: „die Finanzen sind die Seele Englands“,
 läßt sich in demselben Maße auf die Niederlande anwenden, da die auswärtige
 und Colonialpolitik der Niederlande fast ganz von dem außergewöhnlichen Zu-
 stande ihrer Finanzen abhängig sind.

Als die Republik der vereinigten niederländischen Staaten dem Sturme der
 französischen Revolution erlag, war sie factisch seit einem starken halben Jahrhundert
 nur noch ein geduldetes Glied des europäischen Staatensystems gewesen, welches
 nicht durch eigne Kraft, sondern durch der Mächtigen Eifersucht fortlebte, ähnlich
 wie jetzt die Türkei. Während dieses Zeitraums bildete sich die zum guten Theil
 noch jetzt in derselben Weise bestehende auswärtige und Colonialpolitik der Nie-
 derlande aus.

Als im Jahre 1813 das Königreich der Niederlande geschaffen ward, be-
 stand alle Aussicht, daß der neue Staat andere Grundsätze in seiner äußern und
 Colonialpolitik befolgen könne, als die der Niederlande im vorigen Jahrhundert;
 denn die materiellen Kräfte waren jetzt vorhanden, um aus der geduldeten in die